



Jochen Hasenburger

**WAS DER GEIST
DEN GEMEINDEN SAGT**

Eine Einführung in die Sendschreiben (Off 2f)

Gottesdienstpredigt
Christusgemeinde Nagold
am 15.09.2024



Es geht wieder los!

Der September ist immer wieder aufs Neue ein aufregender Monat. Die Ferien sind zu Ende, es beginnt etwas Neues: ein neues Kindergartenjahr, Schuljahr, und auch ein Gemeindejahr. So haben wir in der Gemeindeleitung am vergangenen Donnerstag damit angefangen darüber nachzudenken, was für die nächsten 12 Monate wichtig ist.

Aber die Frage richtet sich ja nicht nur an die Leitung, sondern an jeden von uns. Welche Themen stehen bei dir in diesem Jahr an?

Und: Welche Glaubenthemen beschäftigen dich?

In den letzten 12 Monaten ist mir vor allem ein Impuls wichtig geworden, den André in einer Predigt gegeben hat. Er hatte damals dazu angeregt, den eigenen Blickwinkel zu verändern: weg vom »Herr du siehst« hin zum »Herr, zeige mir«. Dieser Gedanke beschäftigt mich seither immer wieder.

Es ist unbestreitbar wichtig, Jesus in den eigenen Alltag einzubeziehen, ihm zu sagen, was einen gerade beschäftigt (»Herr, du siehst«). Wenn wir es aber mit der Rollenverteilung – er der Herr, wir die Diener – ernst nehmen, dann ist es möglicherweise noch wichtiger und auch angemessener, nach dem zu fragen, was ihm wichtig ist und wie er die Dinge sieht (»Herr, zeige mir«).

Denn so sehr wir für Gottes Unterstützung bei der Bewältigung unseres Alltags dankbar sein dürfen, so wichtig ist es eben auch, auf seine Sichtweise zu achten, hinzuhören und zu tun, was er uns sagt. Nicht nur zu formulieren, was ich brauche, sondern auch zu fragen, was ich soll.

Diese »Zeige mir«-Bitte ist für den eigenen Glauben, für unsere Ehen und Familien, aber auch für die Gemeinde, wichtig – und deshalb möchte ich heute mit euch über eine Passage im letzten Buch der Bibel nachdenken. Der Text, um den es geht, steht ganz am Ende in eurer Bibel, in Off 2 u.3. Aus Zeitgründen möchte ich den Text nicht lesen, bitte euch aber, das heute Nachmittag oder in den nächsten Tagen zu Hause in Ruhe zu tun.

In diesen beiden Kapiteln finden wir sieben Briefe, mit denen sich Jesus über den Apostel Johannes an sieben Gemeinden in der Provinz Kleinasien in der heutigen Westtürkei wendet. Offenbar ist es bei ihnen nicht anders als bei uns: Auch sie brauchen Wegweisung.

Ob sie darauf warten? Danach fragen? Darüber sagt der Text nichts aus.

Einführung in den Kontext

Um diese Briefe richtig verstehen zu können ist es hilfreich, den geschichtlichen Kontext etwas genauer anzuschauen. Denn die Offenbarung ist – wie auch viele andere neutestamentlichen Texte – ein Anlassschreiben: es gibt einen konkreten Grund, warum sich Jesus an die Gemeinden wendet.

Als Johannes die Offenbarung empfängt, befindet er sich auf der Insel Patmos in der Verbannung. Er darf die Insel nicht verlassen und die Gemeinden in seinem Zuständigkeitsbereich nicht besuchen.

Das liegt im Wesentlichen an Kaiser Domitian, der zu dieser Zeit in Rom herrscht. Domitian war anfangs kein schlechter Kaiser. Er war gerecht, bekämpfte Korruption, war wirtschaftlich erfolgreich, beliebt beim Heer und erfolgreich in der Außenpolitik.

Dann aber macht er eine Wesensveränderung durch, wie das bei Menschen in Machtpositionen häufig der Fall ist. Er beginnt kostspielige Feste und Zirkusspiele zu veranstalten, lässt immer pompösere Bauten erstellen und geht brutal und ungerecht auch gegen Römer vor,

um das dafür notwendige Geld herbeizuschaffen. Er verschärft Terrormaßnahmen, verurteilt Menschen auf geringste Anschuldigungen hin um deren Vermögen einzuziehen zu können und wird krankhaft misstrauisch. Er beseitigt engste Mitarbeiter und entwickelt eine Vorliebe für grausame Hinrichtungsmethoden.

Auffällig – und für die Christen von besonderer Bedeutung – ist die Vergötterung, die er für sich ab dem Jahr 86 n. Chr. in Anspruch nimmt. Als erster römischer Kaiser überhaupt lässt er sich amtlich »Gott der Herr« nennen. Sein Palast gilt jetzt als Heiligtum, sein Thron als Göttersitz. Kaiserliche Sendschreiben beginnen nun mit den Worten: »Der Herr unser Gott befiehlt ...«.

Dass er die Christen unter diesen Umständen als Staatsfeinde betrachtet und sie verfolgt, wundert einen nicht, schließlich beten sie einen anderen Herrn an. Tertullian berichtet, dass auch Johannes selbst deshalb nach Rom gebracht worden sein soll, wo er verhört und gefoltert wurde (der Überlieferung nach durch Eintauchen in heißes Öl). Nun sitzt er als Verbannter auf Patmos und kann nichts für seine Gemeinden tun.

Das ist die Situation, in der Gott sich in einem Rundschreiben an die sieben Gemeinden zu Wort meldet.

Das alles macht deutlich, dass das, was Jesus den Gemeinden zu sagen hat, nicht Spekulationen über die Zukunft befördern soll oder zur Befriedigung unserer Neugier geschrieben ist. Sie ist vielmehr eine Botschaft mitten hinein in die Alltagswelt von sieben Gemeinden, die z.T. gewaltig unter Druck stehen.

Die Gemeinden, an die die Offenbarung gerichtet ist (Off 1,11), sind echte Gemeinden – sie stehen nicht – wie mancher Ausleger meint – symbolisch für Zeitabschnitte oder ähnliches, sondern werden von Christus angesprochen, weil das in ihrer konkreten Situation erforderlich und wichtig ist und er ihnen etwas zu sagen hat. Und das gilt nicht nur für die Sendschreiben, sondern für die gesamte Offenbarung.

Was geht uns das an?

Für uns als Menschen des 21. Jahrhunderts macht es das nicht leichter. Als Ausleger stehen wir hier vor dem Problem, das uns bei allen Bibeltexten begegnet: die Briefe sind nicht an uns adressiert, sondern an eben jene sieben Gemeinden in Kleinasien am Ende des 1. Jahrhunderts.

Was also – müssen wir fragen – geht uns das an? Was haben die Texte uns zu sagen, die wir 2000 Jahre später unter ganz anderen Umständen leben?

Ich möchte behaupten: eine Menge. Denn wenn einer einem anderen etwas sagt, – das wissen wir aus der Kommunikationspsychologie – dann enthält diese Mitteilung in den seltensten Fällen nur eine reine Sachinformation oder einen direkten Appell, der nur dem direkten Adressaten gilt. Jeder, der etwas von sich gibt, sagt damit immer auch etwas über sich selbst aus : über seine Bedürfnisse, Wünsche, Motive, Werte und Maßstäbe. Das ist bei den biblischen Texten, die uns zunächst einmal nicht unmittelbar gelten, nicht anders. Deshalb sind für uns auch alle Texte der Bibel wichtig, auch die, mit denen Gott zu anderen Menschen und in ganz andere Situationen hineinspricht.

So auch hier: Die Situation der sieben Gemeinden, in die Gott hineinspricht, und die unter Verfolgung zu leiden haben, mag eine andere sein; aber es ist derselbe, unveränderliche Gott, der spricht und der damit etwas über sich aussagt, was auch für uns von Bedeutung ist.

Und von dieser Erkenntnis her möchte ich gerne mit euch einen kurzen, einführenden Blick auf diese Briefe werfen und die Frage angehen, was Gott uns möglicherweise durch diese Briefe sagen möchte.

Was der Geist den Gemeinden sagt

Wer die Briefe an die Gemeinden einmal nebeneinanderlegt, dem fällt auf, dass sie einer überwiegend einheitlichen Struktur folgen: Sie beginnen mit der Nennung des Absenders, dann folgen Lob, Tadel und die Androhung von Konsequenzen und am Ende eine Verheißung für den, der Christi Reden beachtet und entsprechend umsetzt.

Inhaltlich beginnen die Briefe in den meisten Fällen mit dem Hinweis, dass Gott mit der Situation und den Problemen der jeweiligen Gemeinde vertraut ist: »Ich kenne deine Werke und deine Mühe und dein Ausharren« (Ephesus), »Ich kenne deine Bedrängnis und deine Armut« (Smyrna), »Ich weiß, wo du wohnst, wo der Thron des Satans ist« (Pergamon), »ich kenne deine Werke und deine Liebe und deinen Glauben und deinen Dienst und dein Ausharren« (Thyatira), ...

Jesus kennt und sieht seine Gemeinde – und reagiert

Das erste, was wir also erfahren – und was über die konkreten Gemeinden Kleinasiens hinausreicht – ist, dass Gott seine Gemeinden kennt und sieht, dass er hört und reagiert. Er weiß um das, was die Gemeinden beschäftigt und womit sie zu kämpfen haben – und er reagiert darauf. Nicht in der Weise, dass er die Gemeinde aus der schwierigen Situation befreit (so wie auch Jesus im Garten Gethsemane bittet: »Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt wegnimmst, sondern dass du sie bewahrst vor dem Bösen«, Joh 17,5), sondern indem er sich zu ihnen gesellt, Anteil nimmt und ihnen mit einem Wort der Orientierung zur Seite steht.

Und auch wenn die Gemeinden in ihrer aktuellen Lage wenig davon sehen oder spüren: Es ist Gott nicht egal, wie es seiner Gemeinde geht und was mit ihr geschieht. Der Hüter Israels, von dem in Ps 121,4 gesagt wird: »Er schlummert und schläft nicht« ist auch der Hüter der Gemeinde, auch der Gemeinden in Kleinasien – und auch Hüter der Gemeinde in Nagold. Und dieser Hüter lässt seine Gemeinden nicht allein.

Was uns jedoch erstaunen mag, ist der Umstand, dass diese sieben Briefe nicht nur Tröstendes enthalten, sondern Jesus darin einen Ton anschlägt, den wir sonst nur von seiner Auseinandersetzung mit den Pharisäern und Schriftgelehrten kennen (Mt 23). Gegenüber seinen Jüngern wird er zwar auch mal ruppig, ansonsten scheinen die Evangelien eher das Bild des freundlichen, sanften Messias zu zeichnen, der für jeden ein gutes Wort der Sanftmut hat.

Aber dieser Eindruck täuscht ein wenig und ist vielleicht einem einseitigen Wunschbild geschuldet, das wir von Christus haben – und so verflüchtigt er sich bei genauerem Hinsehen auch recht schnell. Sicher tritt Jesus liebevoll und sanftmütig auf, aber schon die Evangelien lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass er auch anders agiert – nämlich schroff in der Ansprache, scharf in der Aussage und energisch im Handeln: etwa wenn er Petrus zurechtweist (»Gehe hinter mich, Satan« [Mt 16,23]), die Pharisäer und Schriftgelehrten mit harten Worten überzieht (Mt 23) oder die Händler aus dem Tempel vertreibt (Joh 2,19). Wenn er den Feigenbaum verflucht und die Samaritanerin, als diese ihn um Hilfe bittet, mit den Worten zurückweist »Es ist nicht schön, das Brot der Kinder zu nehmen und den Hunden hinzuwerfen« (Mt 15,27).

In den Schreiben an die Gemeinden kommt dieser Aspekt nun ebenfalls zum Vorschein. Sicher, zunächst lobt Jesus seine Gemeinden – nicht alle, aber die meisten –, vor allem für deren Ausharren, ihr Durch- und Festhalten und das Bemühen, falschen Einflüssen zu wehren.

Damit folgt Jesus dem damals üblichen Briefmuster. Aber dann er zeigt auch deutlich die Schwachstellen, die Gefahren und die drohenden Konsequenzen auf, wo sie sich in eine falsche Richtung bewegen. Dabei scheut er sich auch nicht, ein Wort in den Mund zu nehmen, das wir aus unserem christlichen Wortschatz nahezu vollständig verbannt haben: Buße. Fünf der sieben Gemeinden fordert er ausdrücklich auf, Buße zu tun und sich die Kritik durch ein verändertes Verhalten zu Herzen zu nehmen.

Jesus hat Erwartungen an seine Gemeinde

Das ist der zweite Grund, warum diese Briefe auch für uns heute so wichtig sind: nicht weil alles, was Jesus den Gemeinden in Ephesus, Smyrna, Laodizea und den anderen inhaltlich auch auf uns zutreffen würde, sondern weil sie eine Seite von Jesus offenbaren, die uns weitgehend fremd geworden ist: die des Herrn, der konkrete Erwartungen an seine Gemeinde hat und aus diesen Erwartungen heraus Ansprüche und Forderungen formuliert (vgl. Joh 15,14: »Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete«). Es sind diese Bibelstellen, an denen nicht nur seine Liebe und Barmherzigkeit – das auch – sondern auch seine Ernsthaftigkeit und sein Anspruch deutlich hervortreten und die gerade deshalb so wichtig sind.

Ich möchte uns natürlich keine Angst machen, vor allem keine Angst vor Christus. Deshalb ist eines an dieser Stelle wichtig: Für die sieben Gemeinden geht es – wie für uns – nicht mehr um Sieg oder Niederlage im Kampf gegen »die Gewalten, gegen die Mächte, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die geistigen Mächte der Bosheit in der Himmelswelt« (Eph 6,12). Diese Entscheidung ist gefallen, diesen Sieg hat Jesus am Kreuz auf Golgatha bereits errungen, den Kampf entschieden. »Christus hat die Gewalten und die Mächte völlig entwaffnet und sie öffentlich zur Schau gestellt. In ihm hat er den Triumph über sie gehalten.« (Kol 2,15).

Es geht nicht mehr darum, ob wir tatsächlich erlöst sind und unseres Heils gewiss sein dürfen oder ob wir doch noch alles verlieren können. Wenn Christus sich mit Kritik an seine Gemeinden wendet, dann geht es nicht um unser Heil! Jesus droht seiner Gemeinde ja nicht mit der Vernichtung, falls sie seine Erwartungen nicht erfüllt. Er möchte vielmehr, dass sie wachsam bleibt und ihn auch unter schwierigen Umständen mit ihm in Verbindung bleibt und ihn in und gegenüber der Welt bezeugt.

Was der Geist uns sagt

Die sieben Sendschreiben bieten ein breites Spektrum an Botschaften, die Jesus den Gemeinden übermitteln lässt – die wir heute nicht im Einzelnen betrachten können. Die meisten davon sind – so viel sei gesagt – Aufforderungen, auch unter Verfolgung und Druck durchzuhalten, nicht aufzugeben oder müde zu werden. Das mag für uns in Nagold eher weniger zutreffen, weil wir als Christen hier ja keiner Verfolgung oder Repression ausgesetzt sind.

Ein anderer Kritikpunkt bezieht sich auf fremde Lehren und Philosophien, die sich unmerklich oder offen in den Gemeinden breit machen. In Smyrna, Pergamon und Thyatira war die Gefahr wohl sehr groß, dass falsche theologische Strömungen die Gemeinde von innen heraus zerstören.

Und das ist ein Punkt, der uns durchaus auch betrifft, weil wir in unserer pluralistischen Gesellschaft nicht weniger den Gefahren von Versuchung und Verführung ausgesetzt als die Gemeinden zur Zeit des Johannes. Was Jesus an dieser Stelle den Gemeinden vorwirft ist der Umstand, dass sie keine Grenzen zieht, sondern diejenigen, die falsche Lehren verbreiten, gewähren lässt.

Was mich persönlich bei Jesu Kritik an den Gemeinden persönlich aber am meisten berührt, ist die Botschaft an die Gemeinden in Sardes und in Laodizea. Beiden Gemeinden hält Jesus den Spiegel vor und kommt zu einem erschreckenden Befund:

Die Gemeinde in Sardes – so sein Urteil – ist dem Namen nach zwar lebendig, in Wirklichkeit aber ist das Leben aus ihr entwichen (Off 3,1). Was meint er damit?

Ich verstehe das so, dass die Gemeinde nach außen hin alles tut, was Gemeinden eben so tun: die heiligen Schriften lesen, die Predigt hören, Gott in Wort und Musik anbeten und das Abendmahl feiern. Und doch fehlt es all dem an Lebendigkeit, an wirklichem Leben. All das ist möglicherweise zu Traditionen, zu Formen, zu Ritualen erstarrt. Es sieht zwar lebendig aus, trägt aber kein wirkliches Leben in sich.

Und die Gemeinde in Laodizea? Ihr wirft Jesus vor, dass sie sich irgendwo zwischen heiß und kalt bewegt. Also weder Fisch noch Fleisch, unklar, zweideutig, vielleicht »hinkt sie auch auf beiden Seiten«, wie es der Prophet Elia dem Volk Israel in 1Kön 18,21ff vorwirft. Sie kann sich nicht so recht entscheiden, will als Braut Christi auf dessen Hochzeit tanzen, gleichzeitig aber mit der Welt verbunden bleiben. Laodizea ist eine satte, zufriedene Gemeinde, gesellschaftlich unauffällig und unanstößig. Vielleicht findet sich auch deshalb im Schreiben an sie kein einziger Hinweis auf Bedrängnis, Armut oder Ausharren, so dass man sie trösten müsste.

Dieser Gemeinde schreibt Jesus einen Satz, der uns sehr vertraut ist, den wir aber normalerweise eher als evangelistische Einladung für Nichtchristen verstehen: »Siehe, ich stehe an der Tür und klopfe an; wenn jemand meine Stimme hört und die Tür öffnet, zu dem werde ich hineingehen und mit ihm essen und er mit mir« (Off 3,20).

Wer genau liest merkt aber schnell: Jesus sagt das nicht zu den Menschen, die er für den Glauben gewinnen will, sondern zu seiner Gemeinde und deren Mitgliedern. Laodizea ist eine Gemeinde, die Jesus vor der Tür stehen lässt. Die von ihm und über ihn redet, der ihr aber über die Jahre der Verfolgung und des Wartens auf seine Wiederkehr irgendwie abhanden gekommen ist. Und jetzt steht er draußen, vor seiner eigenen Tür. Ein klein wenig erinnert das an jene Aussage, die (der gleiche) Johannes an den Eingang seines Evangeliums stellt: »Er kam in das Seine und die Seinen nahmen ihn nicht an« (Joh 1,11). Eine traurige und irgendwie auch beängstigende Vorstellung.

Das Ziel der Ermahnung/Ermutigung: "Wer überwindet"

Ich möchte diese Predigt aber nicht mit dieser Vorstellung beenden. Einfach deshalb, weil auch die Sendschreiben nicht so enden, sondern jede einzelne mit einer Verheißung für die schließt, die sich die jeweilige Botschaft zu Herzen nehmen.

Damit wird deutlich: für keine der Gemeinden ist es zu spät, keine der Gemeinden braucht zu verzagen – allen kritisierten Gemeinden steht die Möglichkeit der Buße, also der Besinnung, Umkehr und Neuorientierung offen.

Wir stehen am Beginn eines weiteren Jahres. Wir wissen nicht, was dieses Jahr bringen wird und vor welche Herausforderungen wir als Gesellschaft und als Gemeinde gestellt werden. Aber wir brauchen davor auch keine Angst zu haben. Denn Jesus ist dabei, hört hin, geht mit ... und möchte hineinsprechen in unsere Mitte. Möglicherweise nicht immer nur mit Lob und Trost, sondern auch mit klaren Worten der Ermahnung und Korrektur. Aber immer mit viel Liebe.

Mein persönlicher Wunsch für dieses Jahr ist, dass wir uns davon nicht abschrecken, sondern inspirieren lassen.

Die Botschaften an die sieben Gemeinden mögen uns nicht unmittelbar gelten, aber wir dürfen uns doch von ihnen ansprechen lassen: Dass wir uns wecken lassen, wo wir schlafen (Sardes), dass wir ein klareres Profil und Bekenntnis gewinnen und uns dort zur Wehr setzen, wo schädliche Philosophien Einfluss nehmen wollen (Ephesus, Pergamon, Thyatira), dass wir einen ehrlichen Blick auf uns selbst werfen und die Dinge nicht schöner reden, als sie sind (Laodizea), und dass wir uns angesichts unserer kleinen Kraft und unseres geringen gesellschaftlichen und geistlichen Einflusses nicht entmutigen lassen (Philadelphia). Wenn uns das gelang, wäre das doch schon mal ein guter Anfang für das kommende Jahr.